Im Zweifel für die Zweiflers

Juden und Muslime können nicht miteinander? Von wegen. Warum eine ARD-Serie nicht zu schön ist, um wahr zu sein. *Von Arndt Emmerich*

Die Zweiflers, bei einer Besprechung am Telefon versammelt: Lilka (Eleanor Reissa, v.l.), Mimi (Sunnyi Melles) und Symcha (Mike Burstyn). FOTO: ARD DEGETO/HR/TURBOKULTUR

In einer Zeit der politischen Spaltung durch die Debatten um den anhaltenden Nahost-Konflikt erzählt die viel gelobte Miniserie *Die Zweiflers* einen mutigen und wenig beachteten Subplot. Während zunächst vor allem die humorvolle Bearbeitung der Suche nach einer deutsch-jüdischen Identität von Kritikern und Publikum gelobt wurde, fällt auf den zweiten Blick ein weiteres Motiv auf, das von jüdisch-muslimischen Freundschaften im Nachkriegsdeutschland. Bei den *Zweiflers* spielt Hussi Kutlucan die Rolle des Salih,

Es geht da auch um die Geschichte des Frankfurter Bahnhofsviertels

Sohn eines türkischen Gastarbeiters, der seit Jahren im jüdischen Familienunternehmen der Zweiflers arbeitet. Salih, der selber im Laufe der Serie einige Male seinen (muslimischen) Kopf für die (jüdische) Familie hinhalten muss, ist ein enger Vertrauter vom Familienoberhaupt Symcha Zweifler (gespielt von Mike Burstyn). Zu schön, um wahr zu sein – und die überoptimistische Fiktion idealistischer Drehbuchschreiber? Nein, dieser Vorwurf verfängt bei dem Erfinder der Serie und Drehbuchautor David Hadda und seinen Co-Autoren Juri Sternburg und Sarah Hadda nicht. Im Gegenteil: Die Figur des Salih symbolisiert die tiefe Verbundenheit zwischen den jüdischen und türkisch-muslimischen Communitys, die im Frankfurter Bahnhofsviertel leben, in dem die Serie spielt. Sie zeigt uns die Herausforderungen und Chancen des Zusammenlebens von Menschen mit unterschiedlichen Geschichten, Kulturen und Religionen.

Zwischen 2021 und 2023 lernte ich einige der echten Salihs und Symchas sowie ihre Kinder und Enkelkinder in den berüchtigten Straßen rund um den Frankfurter Hauptbahnhof kennen. Meine Recherchen im Stadtteil waren Teil des paneuropäischen Forschungsprojekts „Encounters“: Sechs Wissenschaftler haben dabei in Frankreich, Großbritannien und Deutschland das Verhältnis zwischen Muslimen und Juden untersucht. Ausgewählt haben wir Städte, in denen es vergleichsweise große jüdische und muslimische Gemeinschaften gibt: London und Manchester, Paris und Straßburg, Berlin und Frankfurt. Das Bahnhofsviertel mit einem hohen muslimischen und einem kleinen, aber signifikanten jüdischen Bevölkerungsanteil ist dabei ein besonderer Ort, wie es in der Serie eindrücklich dargestellt wird. In den 1950ern wagten jüdische Überlebende (Displaced Persons) aus Polen und anderen osteuropäischen Ländern in Frankfurt einen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Neuanfang – und siedelten sich oft in der Gegend um den Ort an, an dem sie ankamen: dem Bahnhof. Dort stiegen wenige Jahre später die nächsten Ankömmlinge aus den Zügen: muslimische Arbeitsmigranten, die ab den späten 1960ern ebenfalls das Viertel als Aufstiegschance nutzten. Beziehungen wie die in der Serie dargestellte zwischen Salih und den Zweiflers gab und gibt es zum Teil auch noch heute. Neben zahlreichen wirtschaftlichen Verflechtungen wurde auch zusammen Tee getrunken, Gespräche in türkischen Friseursalons geführt, gemeinsame Synagogen- und Moscheenbesuche unternommen und auf Hochzeiten und Geburtstagen zusammen gefeiert. Dabei erkannten muslimische Teenager, wie der Charakter des Salih mal einer gewesen sein muss, schon in den 1970ern das Potenzial der jüdischen Geschäftsleute und erwarben als Angestellte, Lehrlinge und Kollegen wertvolle Kompetenzen von ihnen. Auf der anderen Seite sahen jüdische Unternehmer wie die Figur des Symcha in den neuen Nachbarn jüngere Versionen ihrer selbst und fühlten sich an die Frankfurter Nachkriegsjahre erinnert, als der Wohlfahrtsstaat weniger auf die Bedürfnisse von Minderheiten und Migranten achtete. Muslime wie die Figur des Salih, die lange in jüdischen Familienbetrieben, wie dem fiktionalen der Zweiflers gearbeitet haben, kannten zudem Überlebende von Konzentrationslagern persönlich und somit deren Familiengeschichten.

Dieses nachhaltige Verständnis für die jüdische Geschichte und den Holocaust entwickelte sich in diesem persönlichen Umgang, denn die muslimischen Teenager haben „den alten Juden zugehört“, wie uns in unserer Forschung immer wieder berichtet wurde. In diesem Zusammenhang waren lokale Geschäfte wie die der Zweiflers „sichere Orte“ für junge Erwachsene wie Salih. Dass das Bahnhofsviertel einmal so sehr von jüdischen Familien geprägt war, dass teils Jiddisch gesprochen wurde, hat auch auf eine fast schon kurios anmutende Art Spuren hinterlassen: Es gibt immer noch Jiddisch sprechende Muslime. In ähnlicher Weise erwarben lokale Größen wie Symcha Sprachkenntnisse in Türkisch und Arabisch, die üblich sind im Bahnhofsviertel und teilweise an die nächste Generation weitergegeben wurden.

Die Kinder dieser jüdisch-muslimischen Freundschaftspioniere wie Symcha und Salih kennen sich zum Teil untereinander, sind Mitglieder derselben Vereine, besuchten dieselben Schulen und arbeiten zudem beruflich mit jüdischen und muslimischen Institutionen oder in Start-ups und Kulturprojekten zusammen. Seit den 2000er-Jahren haben einige von ihnen Restaurants und Bars eröffnet, kleinere Musikszenen und dabei neue jüdisch-muslimische Allianzen geschaffen und das Viertel mitgestaltet. Kein Wunder, dass *Die Zweiflers* genau diese modernen, postmigrantischen Liebesbeziehungen und globalen Freundschaftscliquen im „coolen“ Frankfurter Bahnhofsviertel so facettenreich und authentisch abbilden konnte. In einer vom Viertel geprägten islamischen Hintergrundkulisse spielen dann auch Schlüsselszenen wie der erste Kuss zwischen den Hauptfiguren Saba und Samuel oder Szenen in den hippen Restaurants zwischen türkischen und afghanischen Supermärkten, Moscheen und den von Migranten dominierten Häuserblocks der Münchener Straße. In diesen Momenten spricht die Serie eine wichtige Diasporathematik an: die langjährigen und oft vergessenen jüdisch-muslimischen Beziehungen in Deutschland.

Dynastische Strukturen in der Diasporafamilie – das kennen Juden wie Muslime

Stuart Hall, der britische Kultursoziologe, beschrieb bereits in den 1980er-Jahren die Entstehung diasporischer Netzwerke und postmigrantischer Identitäten in Europa. Diese Entwicklung zeichnete sich bei Jugendlichen mit diversen Migrationsbiografien ab und stand im starken Gegensatz zu den nationalistischen Identitätsvorstellungen einer homogenen Leitkultur. Filme wie Thomas Arslaners „Der schöne Tag“ und Fatih Akins deutsch-türkisches Beziehungsdrama „Gegen die Wand“ haben schon in den frühen 2000er-Jahren gezeigt, wie sich diese Migrationserfahrungen in Deutschland in den letzten drei Jahrzehnten verändert haben. Dabei verknüpften sie biografische Erzählungen mit komplexen, urbanen Realitäten, inklusive Herausforderungen und kreativen Möglichkeiten, die diese neuen Lebensentwürfe mit sich brachten. Die Serie *Die Zweiflers* gehört in eine Reihe von Werken postmigrantisch geprägter Künstler und Filmemacher – und könnte auch als hessisches Äquivalent des französischen Films „La Haine“ von Mathieu Kassovitz gesehen werden, der die Lebensgeschichten und Verflechtungen junger Erwachsener mit arabischen, jüdischen und afrikanischen Wurzeln in einem Pariser Vorort beleuchtet. Diese Minderheitenallianzen zwischen jüdischen, türkischen, afghanischen, arabischen und anderen Communitys im Frankfurter Bahnhofsviertel werden in Gesprächen über religiöse Beschneidungen, eine islamophobe CDU-Kampagne oder die Brandanschläge auf Flüchtlingsunterkünfte in Rostock-Lichtenhagen und die Lübecker Synagoge angedeutet. Neben diesen national überfrachteten Themen werden Diasporaperspektiven entwickelt, um Empathie für verschiedene (post-)migrantische Erfahrungen zu fördern und Spannungen zwischen konservativem Kulturerbe und urbaner Vielfalt aufzuzeigen, mit denen die Familien täglich konfrontiert sind. Dabei werden Vorurteile unter migrantischen Gruppen, alltäglicher Antisemitismus und antimuslimischer Rassismus nicht ausgespart – etwa, wenn Taxifahrer plötzlich von der jüdischen Weltverschwörung faseln oder Musikmanager in der schwarzen Nachwuchskünstlerin eine potenzielle Bettgeschichte sehen. Und dann ist da noch ein einendes Element, dass sowohl die Kinder jüdischer als auch türkischer oder arabischer Familien kennen: die teils dynastischen Strukturen von Diasporafamilien.

Die Darstellung dieser komplexen Beziehungen in *Die Zweiflers* zeigt, dass gerade solche gemeinsamen Minderheitenerfahrungen langfristige Muster des Zusammenlebens und vergessene urbane Narrative jüdisch-muslimischer Kooperation offenbaren. Und dieses Zusammenleben geht weiter – auch, weil das die echten Bewohner des echten Frankfurter Bahnhofviertels nach dem 7. Oktober 2023 kaum polarisiert und sie ihrer unpolitischen, lokalen Leitlinie treu geblieben sind. Das fragile Miteinander soll nicht durch politische, (inter-)nationale und militärisch geführte Konflikte gefährdet werden, was wiederum das langjährig gewachsene Feingefühl im Miteinander vor Ort verdeutlicht. Dies war auch dem aus Frankfurt stammenden David Hadda bewusst, als er an den *Zweiflers* arbeitete. Obwohl das Massaker der Hamas und Israels Vergeltungskrieg während der Dreharbeiten stattfand, griff die Serie das Thema nicht auf. Hadda betonte dabei in der *Frankfurter Rundschau*, dass das eine bewusste Entscheidung gewesen sei, um sich stattdessen auf lokal verortete zwischenmenschliche Beziehungen zu konzentrieren, die in der „undifferenzierten Diskussion um den aktuellen Krieg allzu oft vergessen werden“. Unsere Forschung zu jüdisch-muslimischen Begegnungen sowie die fiktionale, aber doch realistische Beziehung zwischen Salih und den Zweiflers zeigen, wie Juden und Muslime soziale Grenzen überwinden. Sie tun dies, indem sie sich auf die lokale Gemeinschaft und multiethnischen Netzwerke konzentrieren. Diese oft vergessenen urbanen Erzählungen zeigen, dass jüdisch-muslimische Begegnungen über einen langen Zeitraum stattfinden und relativ konstant und alltäglich bleiben. In der Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen Symcha und Salih zeigt sich daher eine starke Symbiose, die von Resilienz und dem Willen geprägt ist, Widersprüche auszuhalten. Das sollte uns in diesen schwierigen Zeiten zum Nachdenken anregen. Und wenn Fernsehen das schafft, ist ja schon viel gewonnen.

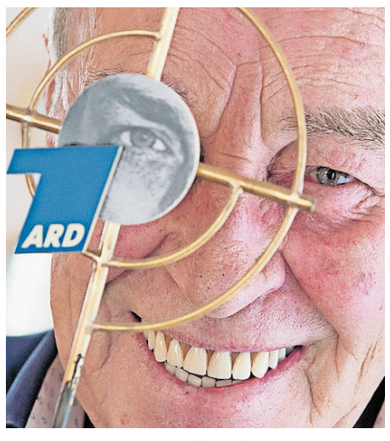
Arndt Emmerich lehrt Soziologie an der University of Hertfordshire in England und ist Gastwissenschaftler am Max-Planck-Institut in Göttingen zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften.

Die Augen des „Tatorts“

Seit 1970 ist der Vorspann der Krimi-Serie unverändert geblieben. Die blauen Augen, die zur Zielscheibe werden, gehörten Horst Lettenmayer. Ein Nachruf.

Allein wegen der Augen berühmt zu werden, ist nicht vielen Schauspielerinnen und Schauspielern zuteilgeworden. Sophia Lorens Augenschnitt war nicht der Grund ihrer großen Karriere, aber prägend für ihr ausdrucksstarkes Gesicht war er gewiss. Und wie berühmt und ikonenhaft Henry Fondas strahlend blaue Augen waren, erkennt man schon daran, dass sich niemand vorstellen wollte, sie könnten einmal aus dem Gesicht eines abgrundtief gemeinen Bösewichts leuchten – bis Sergio Leone den gutäugigen Fonda in „Spiel mir das Lied vom Tod“ als grandiosen Fiesling besetzte.

Bei diesen Stars gehörten ihre Augen, wenn man es so ausdrücken will, zum darstellenden Gesamtpaket. Im Fall von Horst Lettenmayer wurden tatsächlich allein seine Augen berühmt, sie verschafften ihm eine skurrile Prominenz, obwohl die wenigsten sein Gesicht kannten, geschweige denn seinen Namen. Lettenmayers Augen sind berühmt geworden, weil sie seit 1970, seit der Ausstrahlung der ersten Folge, den *Tatort*-Vorspann prägen. Nun ist Horst Lettenmayer, der dem *Tatort* seine Augen gegeben hat, kurz vor seinem 83. Geburtstag gestorben. Bereits am 20. Juli in Dachau, wie seine Tochter der Deutschen Presseagentur bestätigt hat.



Horst Lettenmayer über den Tatort*-Vorspann: „Ein alter Hut.“* FOTO: BALK/DPA

Der *Tatort*-Vorspann ist längst ikonisch geworden, unerschütterlich gegen Veränderungen, im Gegensatz zur *Tagesschau* oder dem *heute journal*. Alles verändert sich – nur diese Ouvertüre nicht: Zunächst öffnet sich auf einer blutroten leeren Fläche ein Schlitz für ein paar blaue Augen, die den Zuschauer anschauen. Dann verschwindet er, ein zweiter Schlitz öffnet sich, wieder nur die blauen Augen, die sich diesmal lauernd nach rechts und links bewegen und abermals verschwinden. Dann erscheinen sie ein drittes Mal. Diesmal starren sie den Zuschauer unverwandt an. Plötzlich durchschneiden eine senkrechte und eine waagerechte Linie das linke Auge Lettenmayers und machen es auf diese

Biberach an der Riß wollte seinetwegen einen eigenen „Tatort“ haben

Weise zum Zentrum einer Zielscheibe. Aus diesem Tableau wird das „o“ des nun aufscheinenden *Tatort*-Schriftzugs. Dann schemenhafte Gesichter, die Beine eines davonrennenden Mannes. Fertig war der Klassiker. Mit ihm haben sich Lettenmayers Augen verewigt.

31 Sekunden dauert dieser Vorspann. 1970 hatte der Schauspieler als einmalige Zahlung für seine Dienste 400 DM Tagesgage erhalten und war, wie er der *Süddeutschen Zeitung* einmal erzählt hat, in dem Glauben belassen worden, es handele sich um Probeaufnahmen. Auch die Beine des flüchtenden Manns am Ende des Vorspanns zur Musik von Klaus Doldinger gehören nämlich Lettenmayer, aufgenommen auf dem Flughafen in München-Riem.

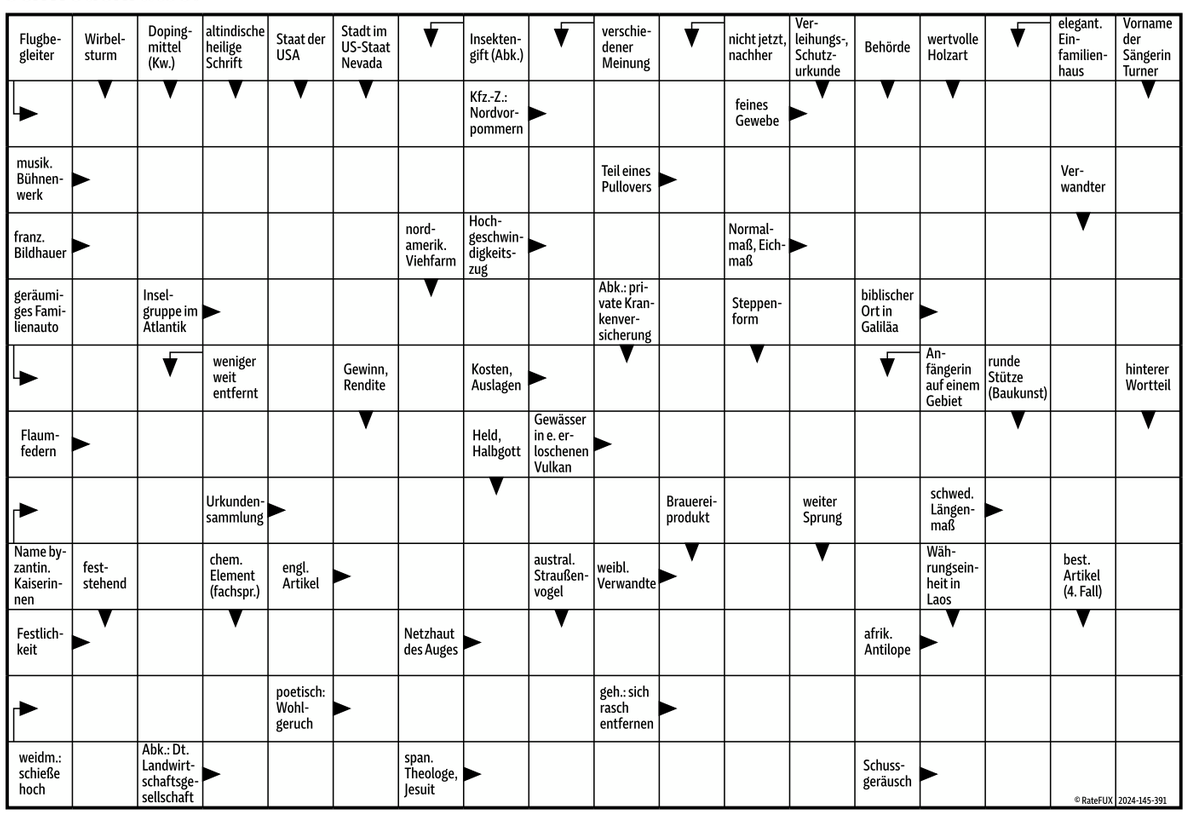
Hätte er ahnen können, dass dieser Vorspann, mittlerweile 54 Jahre alt, ihn sogar überleben sollte? Jedenfalls war er nicht geeignet, die Karriere Lettenmayers entscheidend voranzutreiben. Er hatte seinen Auftritt im *Schulmädchenreport* und war die Stimme des Ameisenobersts in der *Biene Maja*. Aber 1979 gab er die Schauspielerei auf und gründete eine erfolgreiche Leuchtenfirma, in der er bis zum Tag seines Todes gearbeitet hatte, wie seine Tochter, die die Firma weiterführen wird, der dpa erzählt hat.

Nie hat Lettenmayer, trotz mehr als 1200 *Tatort*-Folgen und zigfacher Wiederholungen dieser Folgen, Tantiemen bekommen. Als eine Art Wiedergutmachung durfte er 1989 in einem Schimanski-*Tatort* einen zwielichtigen Gewerkschaftsfunktionär spielen. Lettenmayers größter Auftritt dürfte mehr Menschen in Erinnerung bleiben.

Biberach an der Riß bewarb sich 2015 darum, zur dritten württembergischen *Tatort*-Stadt aufzusteigen – mit der Begründung, schließlich die Geburtsstadt Horst Lettenmayers zu sein. Allerdings vergeblich. Die Idee fand Lettenmayer gut, wie er der SZ gesagt hat. Allerdings hat er damals, also vor fast zehn Jahren, hinzugefügt, den Vorspann solle die ARD einstampfen. Der sei „ein alter Hut“. **Harald Hordych**

SZ-RÄTSEL

Schwedenrätsel



Str8ts schwer

■				8	■			
						2		1
	9		■					5
7			■			1		
	■						■	
		■			9			■
6			5		■			
			4			7		6
			■	■		8	■	■

Str8ts: So geht's

Jede Zahl von 1 bis 9 kommt pro Zeile und Spalte höchstens einmal vor. Die weißen Felder sind zu Straßen aufgereiht: Sie enthalten lückenlose, aber beliebig geordnete Zahlenfolgen (zum Beispiel 2–5–3–4). Zahlen auf schwarzen Feldern gehören zu keiner Straße, stehen aber auch kein weiteres Mal in dieser Zeile oder Spalte. © Syndicated Puzzles Inc.

Sudoku mittelschwer

	3	4	9	1	8			
	2		7					8
					5	1	7	
	6							
1	5			8		6	2	9
	4	9	1					
					9		8	
						7		
3			5		4		9	

Lösungen

Die aktuellen Lösungen finden Sie in dieser Ausgabe auf Seite 21.

Noch viel mehr – auf *sz.de/raetsel*

Exklusive Denkspiele von den Rätselautoren der *Süddeutschen Zeitung*: Finden Sie die richtigen Wörter, um den **Buchstabenring** elegant und eloquent abzuräumen. Lösen Sie Tag für Tag eine neue, exklusive **Schach**-Komposition – mit Tipps von der Münchener Schachakademie. Entdecken Sie **Futoshiki**, die raffiniertere Schwester des Sudoku mit den Größer-kleiner-Zeichen. Außerdem bieten wir Ihnen täglich ein weiteres **Schwedenrätsel**, angenehm zu bedienen, anspruchsvoll im Schwierigkeitsgrad. Und das beliebte **Quartett** aus der *SZ am Wochenende* gibt's online mit anklickbaren Tipps – also nicht gleich zur Lösung spicken …